

Lore Reich Rubin  
Erinnerungen an eine chaotische Welt

Das Anliegen der Buchreihe Bibliothek der Psychoanalyse besteht darin, ein Forum der Auseinandersetzung zu schaffen, das der Psychoanalyse als Grundlagenwissenschaft, als Human- und Kulturwissenschaft sowie als klinische Theorie und Praxis neue Impulse verleiht. Die verschiedenen Strömungen innerhalb der Psychoanalyse sollen zu Wort kommen, und der kritische Dialog mit den Nachbarwissenschaften soll intensiviert werden. Bislang haben sich folgende Themenschwerpunkte herauskristallisiert: Die Wiederentdeckung lange vergriffener Klassiker der Psychoanalyse – wie beispielsweise der Werke von Otto Fenichel, Karl Abraham, Siegfried Bernfeld, W. R. D. Fairbairn, Sándor Ferenczi und Otto Rank – soll die gemeinsamen Wurzeln der von Zersplitterung bedrohten psychoanalytischen Bewegung stärken. Einen weiteren Baustein psychoanalytischer Identität bildet die Beschäftigung mit dem Werk und der Person Sigmund Freuds und den Diskussionen und Konflikten in der Frühgeschichte der psychoanalytischen Bewegung.

Im Zuge ihrer Etablierung als medizinisch-psychologisches Heilverfahren hat die Psychoanalyse ihre geisteswissenschaftlichen, kulturalistischen und politischen Bezüge vernachlässigt. Indem der Dialog mit den Nachbarwissenschaften wiederaufgenommen wird, soll das kultur- und gesellschaftskritische Erbe der Psychoanalyse wiederbelebt und weiterentwickelt werden.

Die Psychoanalyse steht in Konkurrenz zu benachbarten Psychotherapieverfahren und der biologisch-naturwissenschaftlichen Psychiatrie. Als das ambitionierteste unter den psychotherapeutischen Verfahren sollte sich die Psychoanalyse der Überprüfung ihrer Verfahrensweisen und ihrer Therapie-Erfolge durch die empirischen Wissenschaften stellen, aber auch eigene Kriterien und Verfahren zur Erfolgskontrolle entwickeln. In diesen Zusammenhang gehört auch die Wiederaufnahme der Diskussion über den besonderen wissenschaftstheoretischen Status der Psychoanalyse.

Hundert Jahre nach ihrer Schöpfung durch Sigmund Freud sieht sich die Psychoanalyse vor neue Herausforderungen gestellt, die sie nur bewältigen kann, wenn sie sich auf ihr kritisches Potenzial besinnt.

## BIBLIOTHEK DER PSYCHOANALYSE

HERAUSGEGEBEN VON HANS-JÜRGEN WIRTH

Lore Reich Rubin

# **Erinnerungen an eine chaotische Welt**

**Mein Leben als Tochter von  
Annie Reich und Wilhelm Reich**

Aus dem Englischen von Lilith-Isa Samer

Mit einem Vorwort von Wolfram Ratz

Psychosozial-Verlag

*Ich widme dieses Buch  
den Enkelkindern Wilhelm Reichs  
sowie Annie Reich und Ilse Ollendorf*

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten  
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Deutsche Erstausgabe,  
basierend auf einem unveröffentlichten englischen Originalmanuskript  
© 2019 Psychosozial-Verlag, Gießen  
E-Mail: [info@psychosozial-verlag.de](mailto:info@psychosozial-verlag.de)  
[www.psychosozial-verlag.de](http://www.psychosozial-verlag.de)

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert  
oder unter Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlagabbildung und alle Abbildungen im Innenteil:

Fotos aus dem Privatbesitz von Lore Reich Rubin

Autorinnenfoto auf der Buchrückseite: Melinda Zupan

Umschlaggestaltung und Innenlayout nach Entwürfen von Hanspeter Ludwig, Wetzlar

ISBN 978-3-8379-2793-1 (Print)

ISBN 978-3-8379-7422-5 (E-Book-PDF)

# Inhalt

<b>Vorwort von Wolfram Ratz</b>	7
<b>Dank</b>	9
<b>Frühe Kindheit in Wien</b>	11
<b>Berlin (1931–1933): Familie und politisches Chaos</b>	19
<b>In Wien ohne Eltern (1933)</b>	39
<b>Der Sommer 1934</b>	59
Bei meinem Vater in Dänemark	59
Luzern	65
<b>Wieder in der Obhut von Grete Fried in Wien (1934–1936)</b>	71
Ferien am Grundlsee	81
Rückkehr nach Wien (1935)	87
<b>Leben in Prag (1936–1938) mit meiner Mutter und Thomas</b>	95
<b>Die Auswanderung nach Amerika</b>	117
Ankunft in New York (1938)	120
Unsere Versuche der Anpassung in Amerika	133
Die Ankunft meines Vaters (1939)	148

<b>Der Anfang des Zweiten Weltkriegs</b>	165
Großvater und der Krieg	165
Der Krieg in den Vereinigten Staaten	168
<b>Jugendjahre (1941–1944)</b>	173
Das häusliche Leben	173
Schulen und Freundeskreise	176
Auf der Suche nach Zugehörigkeit: Neue Gruppen	183
Versöhnung mit meinem Vater (1944)	192
<b>Oberlin College</b>	197
<b>New York (ab 1945)</b>	211
Rückkehr nach Hause	211
Urlaub in Maine	213
Meine politischen Aktivitäten an der NYU	215
Julie (Julius Rubin)	220
Die SWP als Sekte	226
Die Suche nach einem passenden Beruf	235
<b>Das tragische Ende des Lebens meines Vaters</b>	241
<b>Literatur</b>	253

# Vorwort von Wolfram Ratz

Vor allem Lore Reich Rubin, »die andere Tochter«, ist im Schatten ihres Vaters, ihrer Mutter und ihrer Schwester Eva geblieben. Dabei hat sie hochinteressante und sehr berührende Geschichten zu erzählen. Lore ist heute im 91. Lebensjahr – höchste Zeit, uns ihre Lebensgeschichte miterleben zu lassen.

Wien war Zeuge der besten und schlimmsten Momente des 20. Jahrhunderts, ein Epizentrum der Errungenschaften des gesellschaftlichen Zusammenlebens und ein dunkler Albtraum nach dem Ende des großen Kaiserreichs, der Weltwirtschaftskrise und der nationalsozialistischen Machtübernahme. Dabei wurden ganze Kulturlandschaften zerstört.

Nach den verheerenden, immer wiederkehrenden kriegerischen Auseinandersetzungen in Europa – und erfüllt von der Sehnsucht nach einem erträglichen Leben – begaben sich nach dem Ersten Weltkrieg Psychoanalytiker auf die Suche nach deren Ursachen; die Vorgänge waren nicht aufzuhalten, deren Hintergründe aber wurden erklärbar (siehe etwa Wilhelm Reichs *Massenpsychologie des Faschismus*).

Es war das »Jahrhundert des Selbst«, der Entstehung der Psychoanalyse mit ihrer gewaltigen Bedeutung für das Verstehen des Unbewussten. Die Psychoanalytiker fühlten sich damals als Elite und als Teil von einem Großen und Ganzen. In eine solche Familie wurde Lore als Tochter von Annie Reich und Wilhelm Reich 1928 in Wien hineingeboren. »Alles war grau, sogar das Essen« – so beschreibt sie ihr Leben zu dieser Zeit. Die Eltern fühlten sich als Pioniere, standen am Beginn ihres Berufslebens und delegierten teilweise die Kindererziehung an Großeltern und Kinderheime. Durch den Umzug Wilhelm Reichs nach Berlin und durch die fortschreitende emotionale Entfremdung der Eltern, waren die Kinder häufig sich selbst überlassen. Die Mutter sorgte für die Kinder, der Vater – gehetzt von politischen, beruflichen und persönlichen Turbulenzen in der Vorkriegs-

zeit – verschwand immer mehr aus der Familie. Nach der Emigration in die USA wurde Lores Vater durch seine Zurückweisungen und emotionalen Ausbrüche für sie immer mehr zu einem »Fremden« – was bis zu seinem Ableben andauern sollte.

Erst nach dem Tod Wilhelm Reichs im Jahre 1957 – »es war, als wäre ein böser Geist vertrieben worden« – fand die verstreute und mit Ilse Ollendorff und Sohn Peter erweiterte Familie wieder zusammen. Die Versöhnung mit ihrem Vater gelang Lore schlussendlich, indem sie sich seine persönliche Entwicklung und die Tragödie seines Lebens selbst klarmachen konnte.

Reich Rubins Buch ist eine sehr persönliche und authentische Schilderung des Lebens als Tochter Wilhelm Reichs und gibt Einblick in seine Persönlichkeit. Möge dieser Einblick nicht dazu dienen, seine Errungenschaften, seinen großen Geist und sein Wirken in den Schatten zu stellen. Ich freue mich sehr, dass Lore Reich Rubins Erinnerungen jetzt in Buchform vorliegen und wir mit der Bereitstellung der Übersetzung dazu beitragen konnten.

*Wolfram Ratz*  
*Wilhelm Reich Institut Wien*

# Dank

Ich möchte mich bei Wolfram Ratz bedanken. Ohne seine Begeisterung, Energie und Hingabe wäre dieses Buch niemals veröffentlicht worden. Neben Wolfram gilt mein Dank Günter Reissert und dem Wiener Wilhelm Reich Institut für die Bereitstellung und Finanzierung der deutschen Übersetzung. Ich möchte mich auch bei Lilith-Isa Samer bedanken für die hervorragende Übersetzung und für die Einhaltung der Termine.

Mein Dank gilt der Redaktion des Psychosozial-Verlags. Marie-Claire Thun sorgte dafür, dass mein Manuskript zügig in ein Buch verwandelt wurde und Jana Motzet nahm meine sehr geringen Computerfähigkeiten hin.

Ich möchte den vielen Leuten danken, deren Namen mir leider verloren gegangen sind, die mir reichliches Material über meinen Vater schickten, wie etwa sein Gefängnisdossier, seine FBI-Akten, Teile der zu ihm durch das nationalsozialistische Auswärtige Amt angelegten Akten und vieles mehr.

Im Laufe der Jahre haben sich viele Freunde über mein Manuskript gebeugt, mir wertvolle Ratschläge gegeben und auch den Text maßgeblich redigiert. Wichtig unter ihnen sind Brig Alexander, Virginia Carter, Helen Tauster und Cynthia Adcock. Besonderen Dank verdient Laureen Nussbaum, die mir mit ihren Deutschkenntnissen wiederholt kurzfristig half.

Und schließlich möchte ich mich bei meiner Familie bedanken, speziell bei meiner Tochter Erica, meinem Bruder Peter und meiner Nichte Renata, sowohl für ihre hilfreichen Kommentare als auch für ihr geduldiges Lesen und Zuhören und ganz besonders für das Sammeln und Aussortieren der Fotografien.



*Wilhelm Reich und Annie Reich verliebt und fröhlich (1926)*

# Frühe Kindheit in Wien

Im Herbst des Jahres 2000, nach einer Abwesenheit von 65 Jahren, kehrte ich mit meinem Mann nach Wien zurück. Ich scheute diesen Besuch, da es mir doch einigermaßen seltsam vorkam, meine alte Heimat zu besuchen, ohne eine Menschenseele zu kennen. Doch ich entschloss, diese Pilgerfahrt anzutreten – als letzte Chance, bevor unser fortschreitendes Alter zum Hindernis werden sollte, entschloss ich, diese Pilgerfahrt anzutreten.

Zu der damaligen Zeit schien Österreich unter einem geschmälernten Ansehen als Reiseziel zu leiden. Die Reaktion unserer Bekannten auf unsere Reisepläne fiel eher negativ aus. Sie führten als Grund an, dass in Österreich Faschismus und Antisemitismus am Wachsen seien. Trotzdem entschieden wir uns die Reise anzutreten und waren positiv überrascht von der freundlichen, gar antifaschistischen Atmosphäre. Auch war ein enormes Holocaustdenkmal im Stadtzentrum errichtet worden.

Zu dieser Zeit herrschte auch große Aufregung um den Neonazi Haider, dessen politische Heimat in Kärnten, nicht in Wien lag. Die Regierung sollte gar zurücktreten, um ihn aus dem Parlament zu drängen. Wie es sich herausstellte, hatte ich eine weit entfernte Cousine, deren Familie direkt nach dem Krieg nach Wien zurückkehrte. Ihre Söhne erzählten mit großer Aufregung von den allwöchentlichen Demonstrationen am Donnerstag, die große Unannehmlichkeiten bereiteten. Keiner der Menschen, mit denen wir sprachen, störte sich an den Demonstrationen in Wien. Auf jeden Fall hatte Haider keine große Gefolgschaft in Wien. Im Laufe der letzten Jahre fand auch eine Wende in der Haltung Wiens Freud gegenüber statt. Der berühmte Wiener wurde in einer von der Stadt gesponserten Veranstaltung geehrt. Auch wurde Freud ein kleiner Park gewidmet und die Stadt erhielt ein Freud-Museum, obwohl sich noch heute der Großteil seiner Habseligkeiten in London befindet.

Was mich am meisten überraschte, war der Empfang, den uns die Anhänger der Lehre meines Vaters, Wilhelm Reich, und die Therapeuten der verschiedenen Ableger der Körpertherapie bereiteten. Nach der eher unwürdigen Vertreibung meines Vaters aus der Stadt waren wir beeindruckt zu erfahren, dass nicht nur der Ruf Freuds wiederhergestellt war. Bei einem der früheren Wien-Besuche meine Schwester organisierte die Stadt Wien gar eine Zeremonie, in der sie die Silberne Ehrenmedaille der Bundeshauptstadt Wien erhielt. Nachdem mein Vater aus dem Kreise der Psychoanalytiker ausgewiesen wurde, wendete er sich der Idee hinzu, dass innere Konflikte durch eine Verhärtung der Körpermuskulatur als Verteidigung gegen triebhafte Energie ausgedrückt werden. Die Muskulatur wird somit zur sprichwörtlichen Panzerung des Körpers. Nach meines Vaters Tod entwickelten sich aus diesem Theoriegrundsatz vielerlei Methoden der Körpertherapie, manche sehr nah am Grundgedanken angelehnt, andere weit entfernt von der »Psyche«.

Vor einigen Jahren hielten alle diese Gruppen gemeinsam eine internationale Konferenz der Körpertherapeuten in Wien ab. Diese war ein voller Erfolg und zeigte auf, wie groß deren Bewegung geworden war. Meine Schwester besuchte Wien viele Male und etablierte dort ein Netzwerk an Freunden und Bekannten, weil sie später nach Wien zurückkehren wollte, um dort zu leben. Dank ihrer Vorarbeit traf ich eine Vielzahl an Körpertherapeuten, manche nannten sich sogar Reichianer. Diese hießen uns willkommen und hofierten uns. Auch gaben sie uns eine Führung an all die Orten, an denen ich als Kind gelebt hatte oder zur Schule gegangen war. Sie zeigten uns die Gedenktafel, die sie zu Ehren meines Vaters auf dem Gebäude, in dem ich geboren wurde, errichtet hatten. Diese wurde ihm zum 100. Jahrestag seiner Geburt gewidmet. Auf dieser wurde er mit einem Zitat Freuds zitiert, das er durch seine eigenen Worte ergänzt hatte: »Liebe, Arbeit und Wissen sind die Grundlagen unseres Lebens – sie sollen es auch bestimmen.« Weiter ist Reichs »Orgon«-Symbol zu sehen und es folgt: »In diesem Haus lebte und wirkte Dr. Wilhelm Reich (1897–1957), Psychoanalytiker, Grundlagenforscher, Begründer der Körperpsychotherapie. 1929 eröffnete er hier die erste Sexualberatungsstelle Österreichs«. Die Rückkehr in meine Heimat war somit eine offene und freundliche Angelegenheit.

Wien musste im Laufe des 20. Jahrhunderts auch einiges durchmachen: Der Erste Weltkrieg, die Revolution, die der Habsburgermonarchie ein Ende bereitete, der Hunger und die wirtschaftliche Notlage nach dem Krieg, die Übernahme der österreichischen Faschisten, die Okkupation

Österreichs durch Deutschland, gefolgt von der Besetzung der Alliierten, bei der ein Viertel der Stadt von plündernden und randalierenden Russen belagert wurde. Kein Wunder, dass die Wiener so an der grandiosen Architektur der Habsburgermonarchie festhalten. Wir waren von der schieren Wucht der enormen, reich verzierten öffentlichen Gebäude und von der barocken Erhabenheit der Stadt vollkommen überwältigt. Es war offensichtlich, wie die Monarchie, lange nach deren Abtritt, die Stadt meiner Kindheit bis in die Gegenwart prägte.

Im Laufe des Zweiten Weltkrieges hatte Wien einen erheblichen Schaden erlitten, war jedoch später im gleichen barocken Stil wieder aufgebaut worden. Die Wiener halten unverhältnismäßig an dem kulturellen Erbe der Habsburger fest. So wurde die Oper als exakte Kopie des zerstörten Gebäudes wiederhergestellt worden, obgleich der hufeisenförmige Innenraum keine gute Sicht auf die Bühne von den teuren Logen und dem Parkett zulässt.

Nur die Brücken, welche die Donau überspannten, konnten nicht originalgetreu restauriert werden. In ihrer tristen Moderne berauben die neuen Brücken die Stadt eines dem barocken Hochglanz angemessenen Ufers. Nur die Fassaden der mehr als hundert Jahre alt scheinenden Wohnhäuser wurden renoviert, da diese durch die andauernden Bombardierungen zerstört worden waren. Doch das Innenleben, mit Ausnahme der neu eingebauten Aufzüge, war gleich geblieben. Die Decken der Wohnräume, ungefähr sechs Meter hoch, waren mit Fresken von Engeln und Früchten übersät. Die Fenster waren enorm und überblickten graue, baumlose und kahle Straßen und Höfe. Dies sind die Eindrücke aus meinen frühen Jahren, an die ich mich am besten erinnern kann. Alles war grau, die Gebäude, die Gehsteige, das Wetter, der Regen. Es regnete oft, es war feucht und klamm. Auch gab es keine Zentralheizung in diesen hohen Wohnräumen. Stattdessen gab es mit Kohle betriebene Kachelöfen. Die Kacheln waren hübsch anzusehen und zumindest war eine Seite des Körpers warm, wenn man sich direkt auf dem Ofen zusammenkauerte, während der Rücken froh. Doch der November im Jahre 2000 bei meiner Rückkehr war sonnig, hell und angenehm.

Wir lebten damals in der Blindengasse, gegenüber einer Justizanstalt für Frauen. Die Straße war schmal und das graue fensterlose Gebäude des Gefängnisses war bedrückend in seiner soliden Mächtigkeit. Das Gebäude steht immer noch und dominiert mit seiner fensterlosen Fassade die Straße, obgleich diese nun, neu renoviert, in einem glänzenden Weiß erstrahlt. In

dieser Straße, an der Ecke unseres ehemaligen Wohnhauses, hatten die Therapeuten, die mich so freundlich willkommen hießen, die Gedenktafel zu Ehren meines Vaters errichtet. Wir betraten das Gebäude. Durch das Fenster im Treppenhaus überblickt man einen winzigen Hof aus Beton. Die gleiche Aussicht hatte ich als Kind aus meinem Fenster gehabt. Heute ist das Haus mit einem Aufzug ausgestattet, doch damals gab es nur Stiegen und ich wundere mich, wie der Kinderwagen über all diese Stiegen getragen worden war. Beim Begehen des Hauses sahen wir zwei Türen in jedem Stock. Dies stimmte mit meiner Erinnerung überein, da meine Familie zwei Wohnungen hatte zusammenlegen lassen, sodass wir zwei Eingangstüren hatten.

Einmal kam ein Bettler zu einer der Türen, um nach Almosen zu fragen, und war ganz verduzt, als die gleichen Personen auch die zweite Tür öffneten. Dies ist eine meiner wahren Erinnerungen, aber sie ist ein Symbol für etwas tiefer Liegendes. Der Vorfall ereignete sich zu der Zeit, als die Ehe meiner Eltern zerfiel und mein Vater nach Berlin zog. Ich vermisste ihn sehr. Das Klopfen an der Tür schien mir, als damals Zweijährige, als wäre mein Vater vielleicht zurückgekehrt, sodass ich beim ersten wie beim zweiten Erscheinen des Bettlers aufgeregt war.

Ich habe zwei Sätze an Erinnerungen aus meiner frühen Kindheit in Wien: meine eigenen Erinnerungen und die Filme, die mein Vater machte und uns zu Hause oft zeigte. In meiner eigenen Erinnerung ist Wien grau, unser Haus ist grau, ja sogar das Essen ist grau. In den Filmen lachen wir, es ist sonnig, wir essen Kirschen, Menschen spielen mit uns. In meiner Erinnerung hat unser Zimmer kein Fenster, oder manchmal sehe ich ein Fenster vor meinen Augen, das auf eine graue Betonwand blickt. In den Filmen schwimmen und lachen wir. Was ist meine Wahrheit? Beide Erinnerungssätze sind wahr. Sie stellen zwei Erinnerungsströme dar. Natürlich erlebte ich beide. In meiner Erinnerung ist das Leben trüb und einsam, in den Filmen bin ich in einem wundervollen Kindergarten, zwei Jahre alt, ernsthaft am Geschirrwaschen. An dies erinnere ich mich sogar. Man sagte, dass ich das Geschirrwaschen sehr mochte. Es war ein Montessori-Kindergarten und das Geschirr, das ich wusch, war aus Porzellan und zerbrechlich. Das Wasser war warm und schaumig. Ist meine Erinnerung also nur grau, nachdem mein Vater uns verließ?

Ich verehrte meine Mutter, sie war wie ein Engel für mich, immer gütig und geduldig. Sie zeigte nie ihre Wut und hatte immer ein sanftes Wort auf den Lippen. Falls sie in diesen Erinnerungen nicht mütterlich erscheint,

darf man nicht vergessen, wie ich sie aus vollem Herzen liebte. Ich sah sie als rein, liebenswürdig und hilfsbereit, obwohl sie die Betreuung ihres Nachwuchses unserem Kindermädchen überließ. Ich habe keinerlei Erinnerung an ihre Fürsorge, wie mich baden, mich anziehen, mich füttern, oder sogar mich einfach nur in ihren Armen zu halten. Meine späteren Beobachtungen zeigen ihre zwei Persönlichkeiten: auf der einen Seite eine enthusiastische, sachkundige, kultivierte Intellektuelle, die mit beiden Beinen selbstsicher im Leben steht, und auf der anderen Seite eine deprimierte, zurückgezogene Frau, die im Sessel zusammensinkt. Die zweite Seite kam zum Vorschein, nachdem uns mein Vater verließ. Ich denke, dass Wien schon in meinen frühen Jahren grau für mich wurde, aber die Bilder aus glücklichen Zeiten hielten mich über Wasser.



*Annie Reich schwanger und deprimiert (1928)*

Der Name unseres Kindermädchens war Mitzi. Sie war für alles im Haushalt zuständig: Sie kochte, putzte und passte auf uns Kinder auf. Unsere Familie hatte nur warme und liebevolle Worte für sie übrig. Ich erinnere mich nur an ihre Eisigkeit, als ich einmal nicht zu Bett gehen wollte. »Du kannst die ganze Nacht neben deinem Bett stehen«, sagte sie zu mir. Es war sehr kalt da draußen. Dies ist meine einzige wahre Erinnerung an Mitzi, neben den Filmen und Fotos. In den Fotos fährt sie meine Schwester im Kinderwagen herum, während ich, damals ein Kleinkind, neben ihnen gehe. Meine Schwester war zu der Zeit fünf Jahre alt, in einen

warmen Mantel eingewickelt und mit einer Wollmütze auf dem Kopf. Ich war eineinhalb Jahre alt, wahrscheinlich schon fast zwei. Meine Schwester Eva hatte Diphtherie und war lange Zeit im Krankenhaus. Als Folge dessen waren ihre Beine gelähmt, sodass sie in einem Kinderwagen herumgefahren werden musste. Dieser Zustand hielt etwas sechs Monate an. (Heute frage ich mich, ob Mitzi sie über die Treppen des Stiegenhauses trug.)